

Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 63/64 (1914)
Heft: 3

Wettbewerbe

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

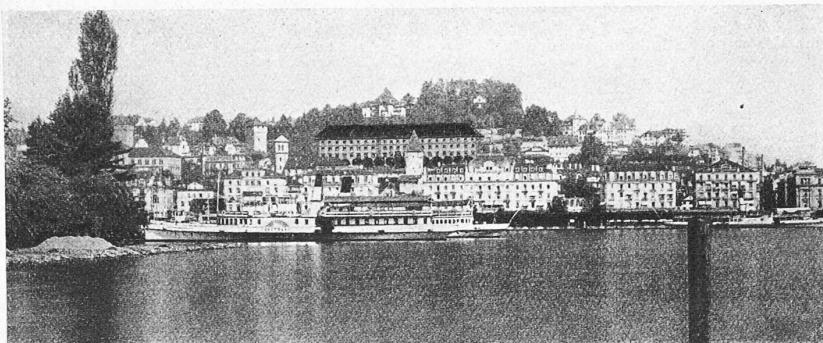
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

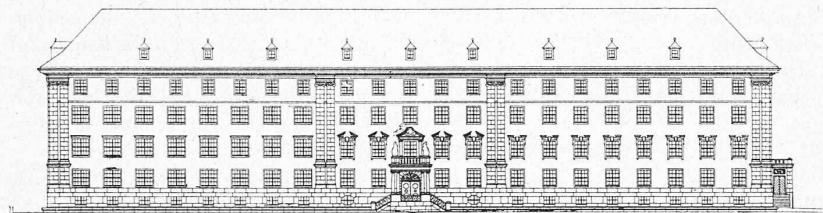
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gesamtbild vom See, aus Südost.

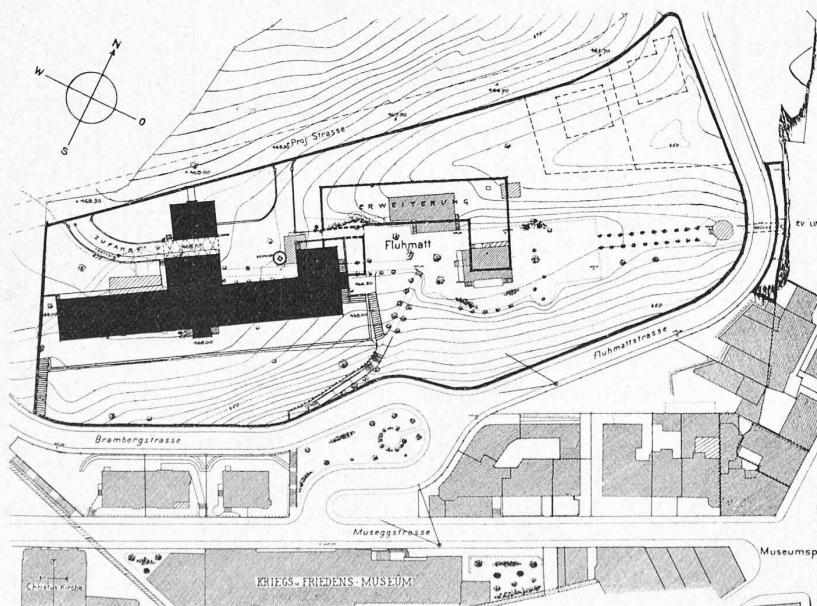


Südostfassade 1:800. — Entwurf Nr. 28. Motto „Front“. — Verfasser: Arch. Nikol. Hartmann & Cie., St. Moritz. — Zufahrt an der Rückseite.

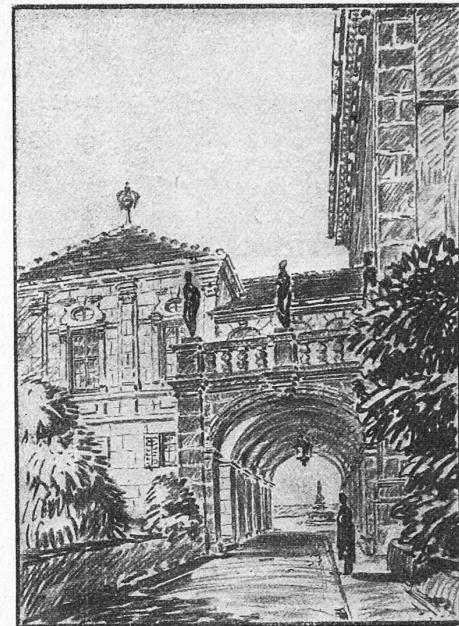
Wettbewerb für das Verwaltungsgebäude der Schweiz. Unfallversicherungsanstalt in Luzern.

(Schluss von Seite 12.)

Als Abschluss der Berichterstattung über das Ergebnis dieses Wettbewerbs veröffentlichen wir auf den Seiten 32 bis 35 die wesentlichen Pläne zu den beiden auf gleicher Stufe mit je einem III. Preise bedachten Entwürfe. Es sind dies Nr. 25, Motto „Auf Allenwinden“ von den Basler Architekten Widmer, Erlacher & Calini (Seiten 34 und 35) und Nr. 28, Motto „Front“ von Architekt Nikol. Hartmann & Cie. in St. Moritz. Wie den Lageplänen zu entnehmen, haben auch diese Projekt-Verfasser die *westliche Lage des Gebäudes* der östlichen vorgezogen. Da aber diese Lösung eine weniger weitgehende Bauplatz-Ausnützung ergibt als die Anordnung im erstprämierten Entwurf (vergl. dessen Lageplan auf Seite 8 in Nr. 1), wird wohl wie beim zweitprämierten Projekt auch bei den hier vorliegenden beiden Entwürfen die *Rücksichtnahme auf das Stadtbild* bei Wahl der Gebäudestellung wegleitend gewesen sein.



III. Preis ex aequo. Entwurf Nr. 28. Motto „Front“. — Lageplan 1:2000 (Kurvenabstand 1 m).



Die Entwicklung des künstlerischen Sehens im Städtebau.

Von Karl Ernst Osthaus, Direktor des Folkwang-Museums in Hagen i. W.

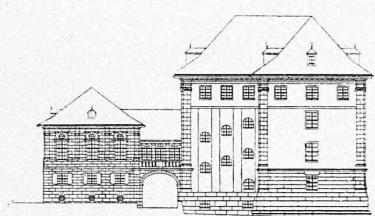
Der Städtebau wird heute vielfach als eine Kunst für sich betrachtet. Man glaubt Gesetze aufstellen zu können, deren Befolgung unter allen Umständen ein erfreuliches Städtebild garantiert. Dies wäre an sich nicht unrichtig. Denn es ist keine Frage, dass jede vergangene Epoche wie in jeglicher Kunst so auch im Städtebau ein System von Regeln besass, deren Anwendung in jedem Falle richtig war und zu Verlegenheiten für den Architekten nicht führen konnte. Voraussetzung für diese Uebereinstimmung aber war die völlige Einheit und Ausgeglichenheit des Stils in allen Kunst- und Lebensangelegenheiten. Es konnte nicht geschehen, dass an jener Stelle, wo der Städtebauer der Barockzeit eine Palastfassade vorgesehen hatte, eine gotische Kathedrale entstand. Der Grund, warum das neunzehnte Jahrhundert im Städtebau keinen Stil besass, war der, dass es auch in der Baukunst aller Einheit verlustig gegangen war. Denn es ist nicht möglich, einen Bebauungsplan gut zu entwerfen, wenn man ohne jede Vorstellung ist, in welcher Stilart der Architekt später Strassen und Plätze umbauen wird.

Ein Blick in die Kunstgeschichte belehrt uns, dass nicht nur in der Baukunst die Stile mit den Epochen gewechselt haben, sondern dass es auch Stile des Städtebaus gibt. Oder — besser gesagt — dass zu jedem Baustil ein nur ihm eigentümliches System der städtebaulichen Anlagen gehört. In diesen „Stilen des Städtebaus“ spiegelt sich wie im Wandel jeglicher Kunst die Entwicklung des künstlerischen Sehens der Menschheit. Ich will hier nicht die tiefgründige Frage nach den Ursachen solcher Wandlungen aufwerfen. Es möge genügen, die Tatsache des Wandels selbst an einigen markanten Beispielen aufzuzeigen.

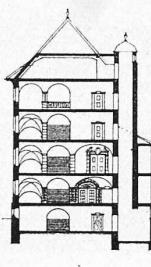
Ich behaupte, dass für jede Architektur im Prinzip nur eine Art der Aufstellung möglich ist, und dass die Architektur selbst sich in ihren wesentlichen Bestandteilen ändern muss, sobald die Art der Aufstellung

Wettbewerb für das Verwaltungsgebäude der Schweiz. Unfallversicherungsanstalt in Luzern.

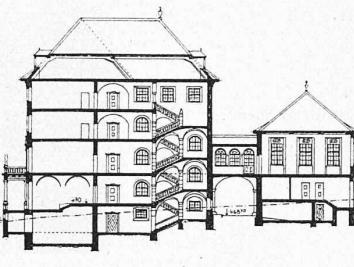
III. Preis ex aequo. Entwurf Nr. 28 Motto „Front“. — Architekt Nikol. Hartmann & Cie., St. Moritz.



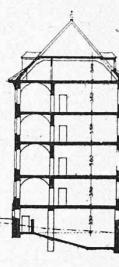
Südwestfront. — 1:800.



SCHNITT C-D



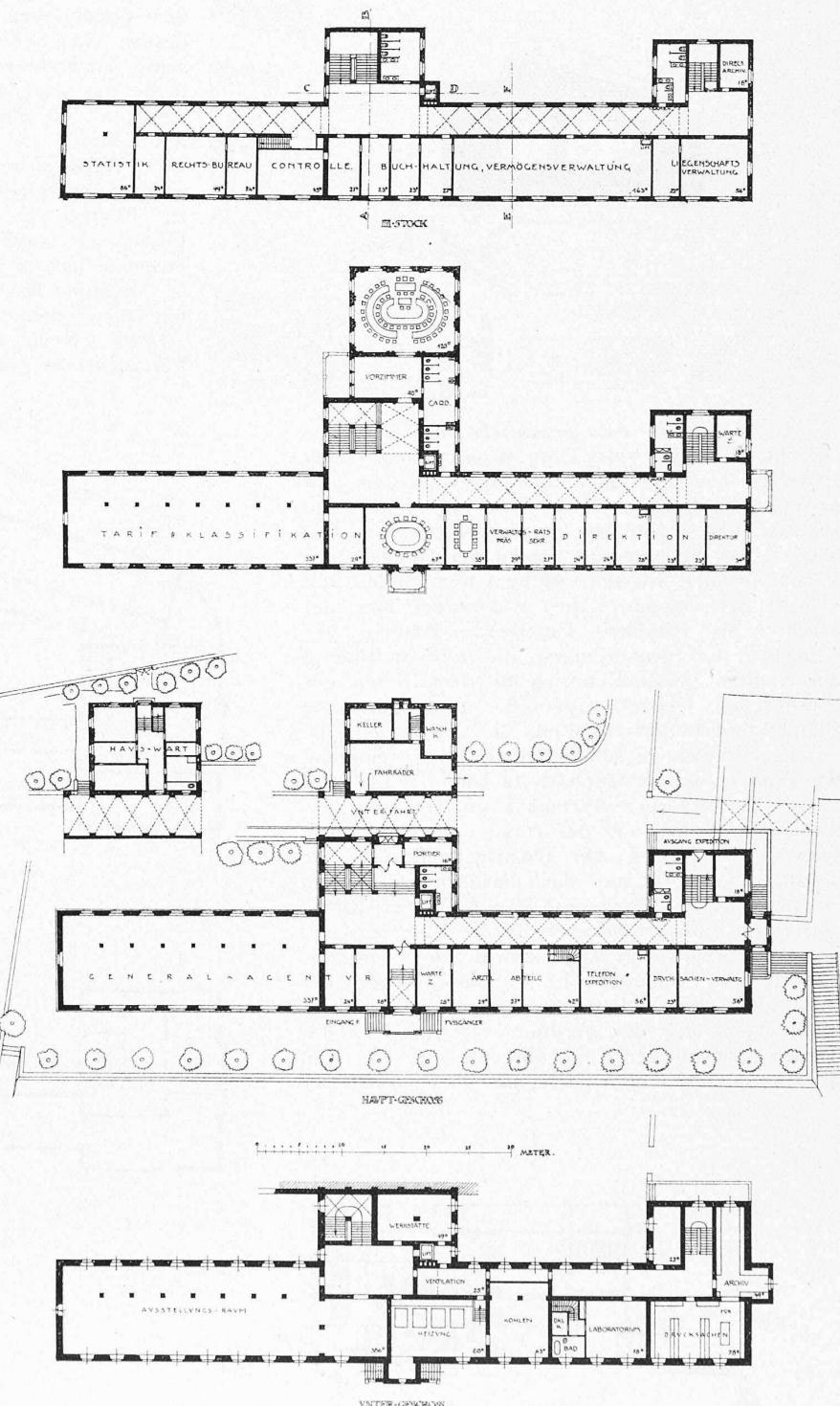
SCHNITT A-B



SCHNITT E-F

eine andere wird. Und dies bezieht sich nicht etwa nur auf die äusserliche Gruppierung ihrer Teile, sondern auf jede kleinste Einzelheit ihrer Bildung.

Betrachten Sie einen *ägyptischen Tempel*: von weit her führt in gerader Richtung, eingefasst von Widder- und Sphynx-Alleen, überbaut von mächtigen Toren, die Strasse auf die breit gelagerte Tempelfassade zu. Ihre Ausdehnung wird durch wehende Fahnen noch vergrössert. Die Pylonen sind mit flächig ausgebreiteten Darstellungen in versenktem Relief geschmückt. Genau in der Mitte, betont durch zwei vorgesetzte Obelisken, öffnet sich das Portal. Der Besucher, den nichts verlockt, von der geraden Axe des Weges auch nur um Schrittes Breite abzuweichen, tritt ein, und wiederum breitet sich vor seinen Blicken die Fassade des inneren Tempels gross und flächenhaft aus. Seitlich begleiten Säulenstellungen den Rhythmus seiner Schritte. So wandert er, wenn die inneren Tore sich öffnen, weiter und weiter, bis der Gott im innersten Gemache des Tempels vor ihm steht. Es würde zu weit führen, hier jedes Werk der Plastik, der Malerei und jedes Ornament auf seine Mitwirkung bei diesem *Eindruck absoluter Flächigkeit* zu untersuchen. Aber stellen Sie sich vor, Sie näherten sich dem Tempel nicht auf der vorgeschriebenen Strasse, sondern schräg oder ganz von der Seite, so würden Sie jene merkwürdige Enttäuschung erleben, die jeden beschleicht, der hinter die Kulissen einer Bühne sieht. Die Pylonen erscheinen dann als gewaltige Staffeleien, nur bestimmt, den Flächenprospekt der Fassade aufrecht zu erhalten; und was sich im Innern immer geheimnisvoller und heiliger entfaltet, fällt äusserlich zu einem Konglomerat beziehungsloser Mauern und Dächer zusammen. Für die Aegypter lag eben die ganze Wirkung der Architektur im Zweidimensionalen, und ihr Städtebau musste darauf bedacht sein, die Wirkung dieser Flächen durch lotrechte Heranführung der Zufahrtsstrassen herauszuarbeiten.



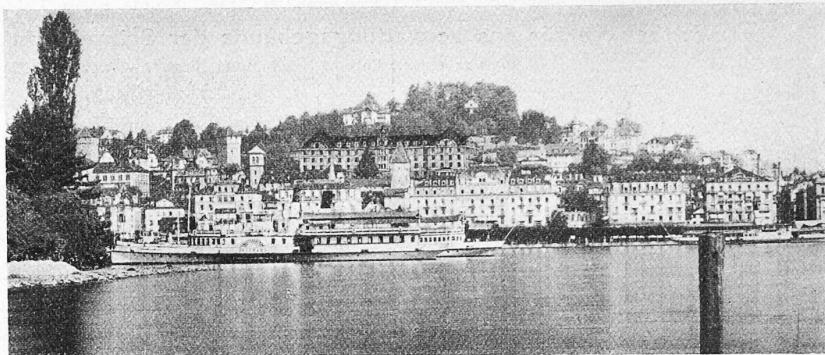
Grundrisse vom Untergeschoss, Hauptgeschoss, I. und III. Stock und Schnitte. — 1:800.

**Wettbewerb für das Verwaltungsgebäude
der Schweiz. Unfallversicherungsanstalt
in Luzern.**

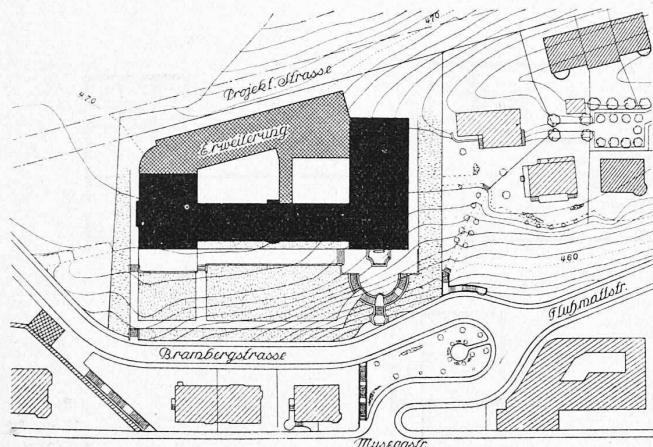
III. Preis ex aequo.

Entwurf Nr. 25. Motto „Auf Allenwinden“.
Arch. Widmer, Erlacher & Calini, Basel.

Lageplan 1:2000,



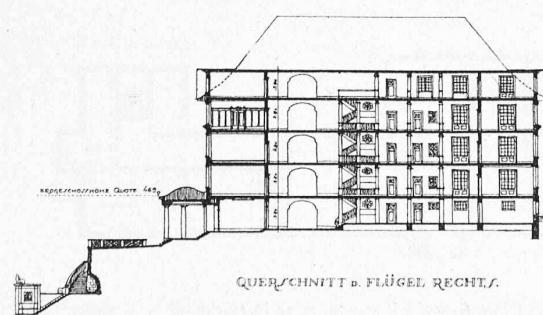
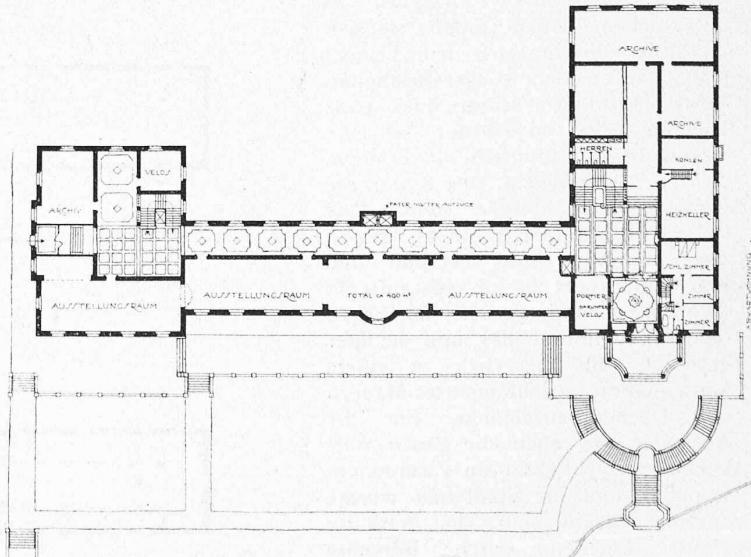
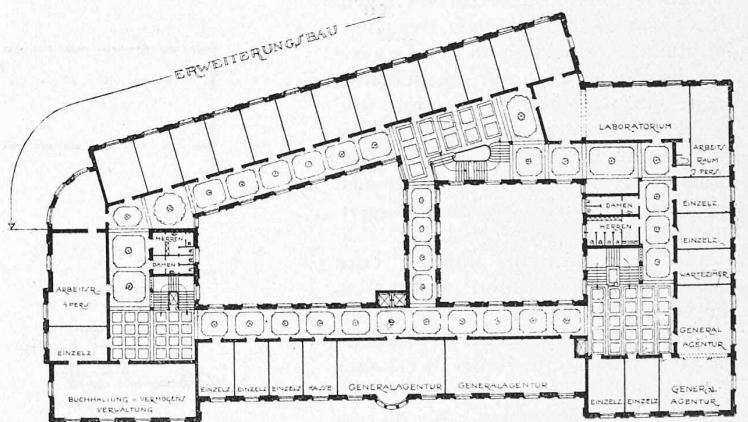
Gesamtbild vom Seeufer, aus Südost.



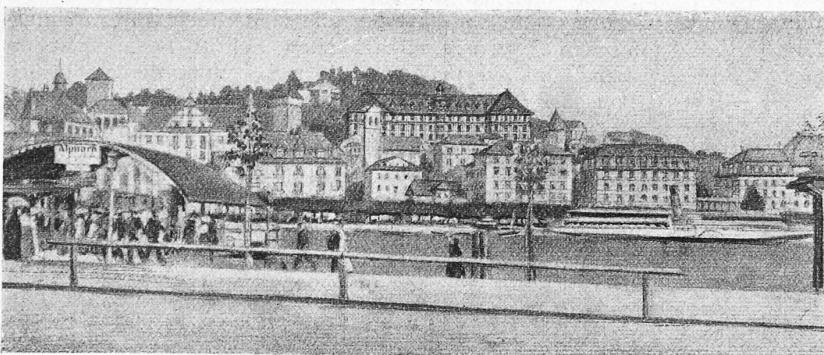
Ganz anders der griechische Tempel. Der Grieche, dem sich jedes Ding zu göttlichem Leben beseelte, empfand auch das Bauwerk als ein *organisches Gebilde*. Ihm war die Fläche zu abstrakt. Er wollte das ganze Wesen des Gebäudes, das Stützen und Lasten der Glieder, das Verhältnis der Breiten, Höhen und Tiefen mit dem Auge erfassen. Alles widerstrebt hier der Fläche: die Rundheit kanellierter Säulen, ihr Schwellen und Sichverjüngungen, die zierliche Bildung der Kapitale, aus denen sich mit dem Reifen des griechischen Geistes organische Bildungen, wie Blätter und Blüten entfalten, die Akroterien, die mit dem Schwunge seliger Palmen in die Sonnentrunkenheit der Atmosphäre tauchten, und nicht zuletzt der figurliche Schmuck an Metopen und Tympanon selbst, der das Auge, wohin es auch blickte, mit dem Zauber plastischer Formen beschäftigte. Es ist nur das plastische Gegenbild zu dieser Architektur, wenn Myron seinem Diskuswerfer die linke Hand übers rechte Knie legt und so, aller ägyptischen Regel zuwider, die rund um den Körper laufende Linie zum Träger des plastischen Empfindens macht. In dieser lebendigen Erfassung der gerundeten Form liegt das Wesen griechischer Kunst beschlossen. Es gibt aber keine Form ohne Tiefe, und daher musste es

dem griechischen Architekten widerstreben, sein Bauwerk, dessen Wesen Form war, in eine Stellung zu bringen, die seine Tiefendimension nicht voll in Erscheinung treten liess; das wäre aber der Fall gewesen, hätte er, wie die Aegypter, die Strasse in gerader Richtung auf den Tempel hingeleitet.

Wenn sich die Säulen der Propyläen öffnen, erheben sich auf dem Burgplatz von Athen zur Rechten der Parthenon, zur Linken das Erechtheion; zwischen beiden stieg die Feststrasse durch einen Wald von Bildsäulen hinan, und erreichte auf der Rückseite die Eingangshalle der Tempel. In Olympia lässt die Feststrasse drei Seiten des Zeustempels erscheinen, bevor sie auf der vierten den Eingang erreicht. Nicht anders in Delos. In Delphi steigt die Feststrasse in Serpentinen den heiligen Bezirk hinan und



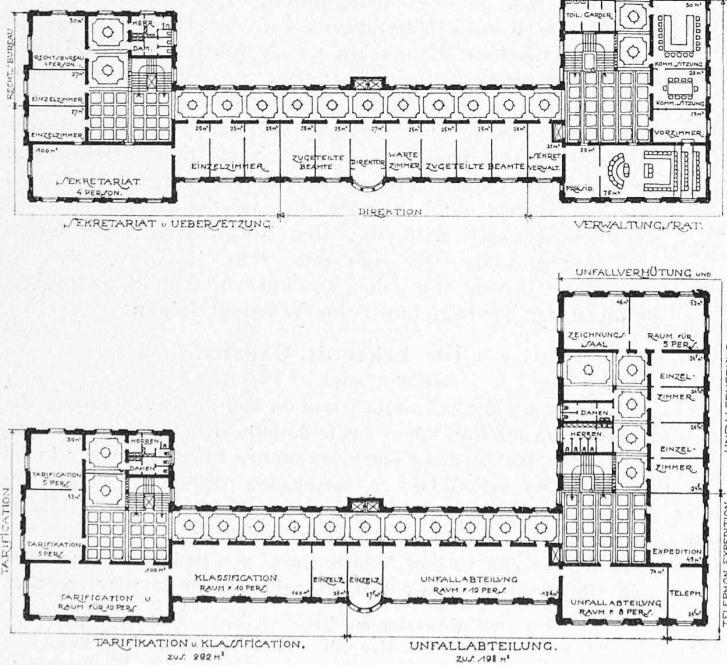
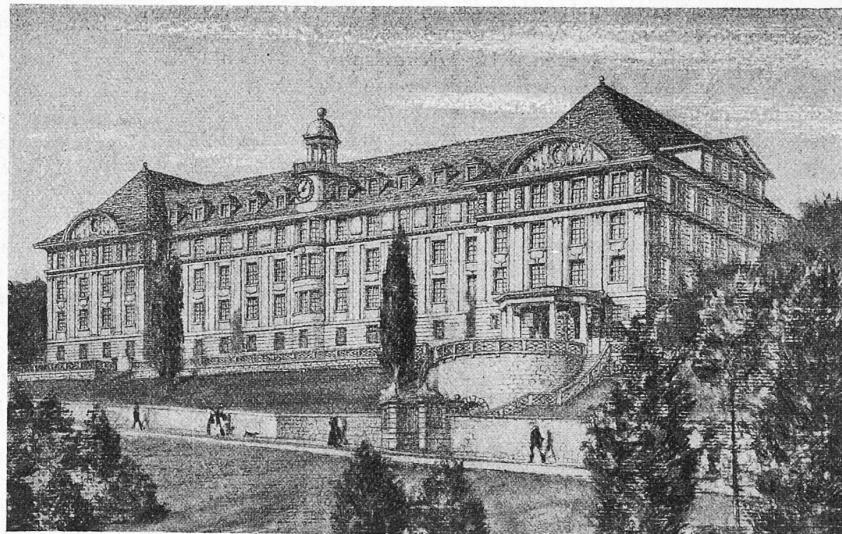
Schnitt und Grundriss 1:800.
Oben: 1. Stock mit Erweiterung. Unten: Edgeschoss.



Gesamtbild vom Bahnhofplatz, aus Süden.

erreicht, nachdem der Tempel mehrfach von drei Seiten sichtbar geworden, seine Plattform auf der rückwärtigen Ecke. Wir haben hier das gerade Gegenteil der ägyptischen Anlage und können es geradezu als Satzung griechischen Städtebaus hinnehmen, dass jedes Gebäude dem Nahenden zunächst in einer Eckansicht erscheint. Denn nur diese ermöglicht es, seine Vollkörperlichkeit zu erfassen. Bestätigt wird diese Beobachtung durch Bebauungspläne, die für neuanzulegende Städte entworfen wurden. Sowohl Selinunt wie Priene zeigen sämtliche Tempel seitlich von den Strassen angeordnet.

Es bezeichnet die künstlerische Verständnislosigkeit der Römer recht deutlich, dass sie das ägyptische Axialsystem auf die griechische Architektur übertrugen. Und doch liegt in diesem Missverständnis der Keim einer neuen Bildung. In der Umgrenzung römischer Foren mit Säulengängen und Tempelfassaden bildete sich unmerklich das Empfinden für den *geschlossenen Raum*. Die Axe als Rückgrat des Raumes wurde Beziehungslinie symmetrischer

Grundrisse vom II. Stock (unten) und vom III. Stock (oben).
Masstab 1:800.

Entwurf Nr. 25 „Auf Allenwinden“. — Schaubild aus Osten.

eine aus dem Leeren modellierte Form erschaffen. Der Orient war es, der diese Bauauffassung in spätere Jahrhunderte hinübertrug. Seine Moscheen sind selten mehr als umbauter Raum. Die grossen, von Säulenhallen umschlossenen Höfe sind gewissermassen aus der flach gebreiteten Schicht der Städte von oben herausgeschnitten und würden völlig körperlos erscheinen, wenn nicht im Minaret auch die dem Körperlichen zugewandte Seite der schaffenden Phantasie ihr Genüge gefunden hätte. Vielleicht ist es auf eine Berührung mit dem Abendlande zurückzuführen, dass in den Mamelukengräbern von Kairo dieser Trieb zum Körperhaften zu Bildungen von erstaunlicher Konsequenz führte. Und auch der Löwenhof der Alhambra, der mit seiner geistreichen Verschmelzung des Körper- und Raumproblems einer weit späteren Zeit vorgriff, mag uns als eine seltsame Durchdringung islamischer und gotischer Tendenzen erscheinen. Denn das Mittelalter, das, von spätromischer Raumarchitektur ausgehend, die Bauformen in konsequenter Umbildung zur Gotik führt, stellt den zweiten und höchsten Triumph des *Körperempfindens* in der Baukunst dar. Ein Blick in die wirren Regimenter fialengekrönter Strebe pfeiler genügt, um zu empfinden, wie völlig diese Bildungen den byzantinischen Flächenformen entgegenstehen. In der Gotik ist alles Körper; die Empfindung klammert sich an tausend Dienste und Streben und schwingt sich mit ihnen in weihrauch verdämmernde Höhen empor. An keiner Stelle wird unser Gefühl für die klare, plastische Bildung der Formen gestört. Wir schauen sie hinten wie vorn. Der Städtebau folgt dieser Auffassung. Nur selten berührt die Kathedrale grosse Plätze, fast immer

Ordnungen; und im selben Masse, als das Gefühl für die Tiefenausdehnung der Gebäude schwand, empfand man die Wandungen des Platzes als Niederschlag eines den Raum durchwogenden Rhythmus. Fast unmerklich erfolgte die Umbildung der Bauformen im Sinne dieser neuen Empfindung, und im *byzantinischen Stil* sehen wir die konsequente Flächigkeit erreicht, die das notwendige Korrelat einer raumhaften Auffassung bildet. Es bedarf nur eines Blickes in die Hagia Sofia oder auch in das noch nicht ganz so weit getriebene Pantheon, um zu empfinden, dass diese Architektur nichts anderes will, als

steigt sie aus niederen Häusermassen sieghaft empor; wo aber die Strassen sie berühren, erschliessen sie Eckaussichten. Auch die von Plätzen berührten Rathäuser sind niemals in die Mitte eines Platzes gerückt. Florenz, Pistoia, Danzig, Breslau, Gent, alle diese Beispiele zeigen, wie es den gotischen Architekten um Eckansichten zu tun war. Eine Axialanordnung kennt die Gotik nicht. Versuche räumlicher Platzbildung wie das alte Rathaus in Braunschweig sie zeigte, das zwei Seiten eines Platzes von der Ecke aus festlegt, sind äusserst selten und weisen bereits in eine spätere Zeit. Sie zeigen aber gleichzeitig, dass die Idee der Raumbildung, auch wenn sie hinter dem Körper-Problem zurücktrat, im Stillen weiterlebte. Vor allem waren es die Kreuzgänge, in denen das Gefühl für die Schönheit echter Raumbildungen lebendig blieb. Das Entscheidende ist aber, dass Bildungen dieser Art episodisch blieben und für die Ausbildung der Architekturformen keine Bedeutung gewannen. Die Gotik musste sterben, als das Raumproblem in den Vordergrund trat.

Dies geschah in Italien. Die Renaissance ist nichts anderes als eine entschiedene Absage an das Körperempfinden der Gotik. Ihre dachlosen Fassaden, die von Höfen und Plätzen nicht zu trennen sind, spiegeln die Schichtung rhythmisch zerlegter Räume in den Horizontalen ihrer Gesimse und in den Vertikalen ihrer Säulen und Pilaster wieder. Zu jeder Linie ihrer Wandung gehört die entsprechende Linie im Strassenpflaster oder in der Gartenteilung. Höfe werden womöglich auf allen Seiten gleich umbaut. In Platz- oder Gartenanlagen herrscht mindestens eine strenge Symmetrie-Axe, die der Mitte des Hauptgebäudes entspricht und auf der Gegenseite ihren architektonischen Stützpunkt findet. Sie zwingt, was sich auch an den Rändern des Platzes erheben mag, zur Anerkennung ihrer Herrschaft und zur Mitwirkung an der Raumidee, deren Rückgrat sie bildet. Bei grösseren Anlagen schaffen Querachsen ein System organischer Gliederung. An den Schnittpunkten erheben sich Brunnen, die den Rhythmus der Anlage für das Auge noch anschaulicher machen. So ist die Baukunst der Renaissance mit allem ihrem Zubehör auf Raumwirkung gestellt, und nichts ist natürlicher, als dass der Städtebau sich diesem Systeme mit lotrechten Zufahrtsstrassen und symmetrischen Platzanlagen einfügte.

Der Norden Europas hat an dieser Evolution des Raumgedankens nicht teilgenommen. Seine Renaissance war verkleidete Gotik, und auch in Italien haben grosse Architekten den Verlust gotischer Körperbildung ungern verschmerzt. Aus diesem Konflikt der Auffassungen ging als genialer Ausgleich, genährt von den Künsten des äussersten Ostens, der Barock hervor. Sein Wesen ist die Durchdringung der Renaissance mit gotischer Phantasie. Ueber den rhythmisch bewegten Horizontalen raumbildender Grundrisse steigen die Vertikalen gegipfelter Dächer und Türme auf und ab. Die Gebäude sind nicht mehr bloss Wandlung; sie sind Körper geworden, deren allseitig geklärte Form dem Beschauer durch Uebereckstellung deutlich ins Bewusstsein tritt. Der Zwinger in Dresden und die Amalienborg in Kopenhagen zeigen deutlich dieses Prinzip, und nichts beleuchtet es besser, als dass der Renaissancebau der Gemäldegalerie, durch den Semper den Zwinger abgeschlossen hat, den Rhythmus dieser Anlage völlig durchbricht. Der Grund liegt einzig und allein darin, dass sich in den Aufmarsch rhythmisch schreitender Körper ein Fassadenbild stellt, dessen Formen nur als Reflexe eines Raumes Geltung haben, der an jener Stelle nicht vorhanden ist.

Mit dem Barock, der, wie schon angedeutet, dem uralten Städtebau Chinas und Indiens beigetreten ist, haben wir vielleicht die höchstmögliche Entwicklungsstufe des Städtebaus erreicht.

Ich wage nicht zu entscheiden, ob es Gründe geben kann, von seinen Errungenschaften im Interesse höherer Wirkungen abzusehen. Jedenfalls müsste dies in bewusster Zucht geschehen; die Veränderungen aber, die wir in den

früheren Epochen wahrgenommen haben, stellen eine Entwicklungskette dar, in der die Menschheit ihre architektonischen Ausdrucksmöglichkeiten Schritt für Schritt erweitert und vervollkommen hat. Von der einfachen ägyptischen Flächenauffassung sind wir über das griechische und germanische Körperempfinden zur Raumdisziplin der Renaissance gelangt und haben schliesslich im Barock die scheinbar widerstreitenden Prinzipien versöhnt gefunden. Wir haben das volle Recht, von diesen Errungenschaften den Gebrauch zu machen, der uns gut scheint. In der Denkmalpflege aber sollten wir uns hüten, die städtebaulichen Regeln einer späteren Epoche auf die Bauwerke einer früheren Zeit anzuwenden. Wir können sie damit nur zerstören.

Das Bürgerhaus in der Schweiz.

Herausgegeben vom Schweizerischen Ingenieur- und Architekten-Verein.

III. Band. Die Kantone St. Gallen und Appenzell¹⁾.

(Mit Tafeln 9 bis 12.)

Kurz vor Jahresschluss erschien der III. Band des sich stattlich entwickelnden Bürgerhauswerks, in Format und Ausstattung dem vorangegangenen Bande entsprechend. Wie damals beeilen wir uns auch diesmal gern, ihn unsern Vereinskollegen und einer weitern Fachwelt durch Wiedergabe einiger Proben aus Wort und Bild seines reichen Inhalts vorzustellen, in der Absicht, damit am wirksamsten zu seiner wohlverdienten Verbreitung beizutragen.

Die „Bürgerhaus-Kommission“ des S. I. & A.-V. hat mit der Redaktion dieses Bandes Architekt Salomon Schlatter in St. Gallen betraut, einen gründlichen Kenner des Gegenstandes, der den Lesern des Vereinsorgans aus wiederholten Veröffentlichungen über alte Bauwerke bekannt ist²⁾. Auch hier hat Schlatter im Text eine Menge alter und interessanter Urkunden verwertet. Die Einleitung bildet unter Beigabe alter Stadtpläne ein Abriss über die baugeschichtliche Entwicklung der Stadt St. Gallen, über die Entwicklung unter der Herrschaft des Klosters (seit 720), über das Ringen der Bürgerschaft um ihre Unabhängigkeit von den Aebten, über die erste Vergrösserung der Stadt gegen Norden durch Umwallung auch der untern oder mindern Stadt (St. Magniquartier) 1422, über die Abgrenzung des Klosterareals im Stadttinner durch eine Ringmauer (1566), was zur Folge hatte, dass bis auf den heutigen Tag das Kloster eine nicht zum Stadtgebiet gehörende Enklave bildet, usw. Dann wird der innere Zusammenhang der Bausitten mit den Lebensbedingungen geschildert und so das Interesse und Verständnis für die in der Folge an charakteristischen Beispielen vorgeführten st. gallischen Bauformen geweckt und vertieft. So bietet das Durchblättern und Studieren des Bandes einen hohen Genuss, den durch Bezug des Werkes sich zu sichern sich die Vereinskollegen beeilen mögen. Nach den Erfahrungen mit dem II. Bande (Genf), der längst vergriffen ist, zu urteilen, dürfte nämlich auch diesmal die Nachfrage nach der beschränkten Zahl der den Mitgliedern reservierten Vorzugsexemplare eine sehr rege sein.

Wir lassen nun die zu unsern Abbildungsproben gehörenden Textabschnitte im Wortlaut folgen:

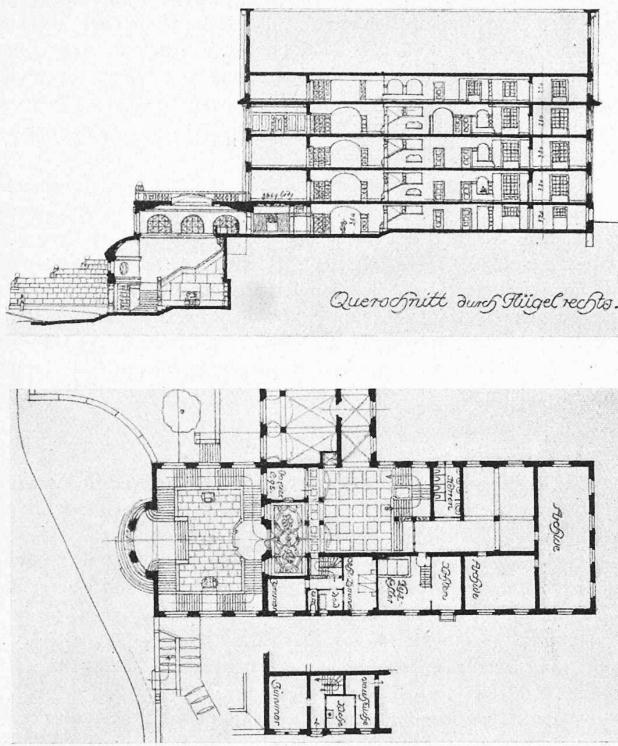
Die Erker St. Gallens.

(Beispiele davon auf Tafel 12)

Die Enge der städtischen Gassen und die Beschränkung der Aussicht brachte früh schon das Bedürfnis, sich durch irgend einen Ausbau vor die Hausfront einen erweiterten Blick, besonders in der Längsrichtung der Gasse, zu verschaffen. Schon an einigen der ältesten Steinhäuser finden wir solche Ausbauten, als Ecktürme sowohl wie als eigentliche Wanderker auftretend. Der älteste war wohl der zur Zeit unserer Aufnahmen noch existierende am Hause zum „Rosenstock“ oben am Markt, sehr einfach in ausgesprochen

¹⁾ Vergl. unter Literatur auf Seite 42 dieser Nummer.

²⁾ z. B. „Von alten Häusern und ihrem Schmuck“, Band LVI, Seite 265, ferner „Ein alter Meister der Technik, J. U. Grubenmann“ Band XLVIII, Seite 257 u. a. o.



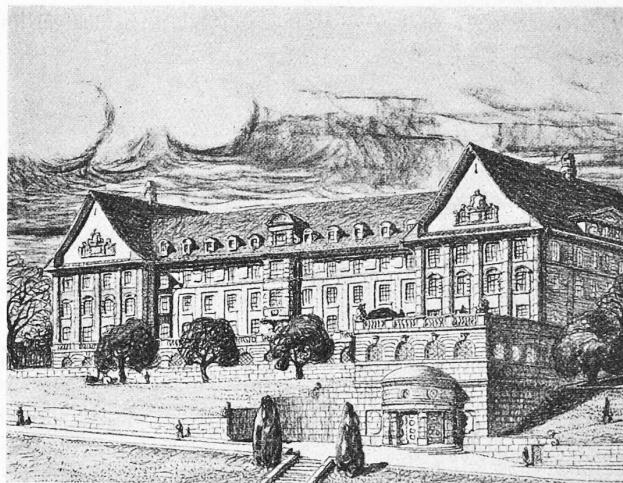
Wettbewerb Unfallversicherungsgebäude Luzern.

III. Preis ex aequo. Motto „Auf allen Winden“.

Verfasser: Widmer, Erlacher & Catini, Arch. in Basel.

Erdgeschoss-Grundriss und Schnitt 1: 800 und Ansicht der Variante.

Auf Wunsch der Verfasser veröffentlichen wir als Ergänzung ihrer Projekt-Darstellung auf Seite 34 und 35 dieses Bandes noch ihre *Variante mit gecktem Haupteingang*, der im Gutachten des Preisgerichtes (vergl. Seite 9) als besonderer Vorzug des Projekts bezeichnet ist.



„Wenn es hier auch nicht darauf abgesehen sein soll, einen Heimatstil zu finden, so ist es doch klar, dass der erste Monumentalbau einer Stadt nicht mit dieser Dissonanz bilden darf, sondern ihren charakteristischen Eindruck zusammenfassen und nach Möglichkeit noch steigern soll.“ Als hinsichtlich der Architektur charakteristisch und vorbildlich bezeichnen die Experten das Haus Hinterlaubens Nr. 8, das alte Rathaus und die Klosterkirche samt Umgebung.³⁾

„Dieser Eindruck kann nach der Ansicht des Gutachtens bei der jetzigen Situierung, die das Rathaus aus solcher Ruhe hinausdrängen und zufolge der Brechungen der Flächen und des unterschiedlichen Niveau zu einer gelockerten malerischen Gruppierung führen müsste, nicht erreicht werden. Wohl aber sei dies bei einer entsprechenden Aenderung der Situierung möglich. Bei der alten riegelartigen Anlage, die für den Hauptbau einen Baukörper von etwa 20 × 60 m ergeben würde, wäre es leicht, eine grosse, bestimmte Wirkung zu erzielen und dabei gegenüber der andern Anlage noch bedeutend an Baukosten zu sparen. Die Experten erklären dabei aber ausdrücklich, dass ihre Wünsche durchaus nicht etwa auf eine schlichte Erscheinung des Rathauses hinauslaufen, sondern dass sie im Gegenteil raten würden, einen Teil der durch eine Aenderung der Situierung ersparten Kosten für einen erlesenen plastischen Schmuck zu verwenden. Auch für die Raumdisposition und Ausgestaltung im Innern des Baues wird gegenüber einer gruppierten Anlage ein regelmässiger Grundriss bevorzugt.“

Die Experten empfehlen somit, die ursprüngliche Situierung nach Vorschlag Auer und Th. Fischer beizubehalten oder, wenn man sich dazu nicht sollte entschliessen können, das Projekt 1913 umzuarbeiten im Sinne einer Vereinfachung der Architektur und grösseren Regelmässigkeit der Grundrisse.

„Sowohl für den einen wie für den andern Fall (Aenderung der Situierung oder Modifikation des bestehenden Projektes in den erwähnten Punkten) raten die Experten ausdrücklich von der Veranstaltung eines Wettbewerbes ab. Sie sprechen vielmehr die Ueberzeugung aus, dass Herr Gemeindebaumeister Müller auf Grund dieses Gutachtens und nach den stattgehabten mündlichen Besprechungen und Beratungen diese Aufgabe zur allgemeinen Befriedigung lösen wird. Ausdrücklich wird noch bemerkt, dass die Fragen der inneren Anordnung zu komplizierte sind und ein ständiges Fühlen nehmen mit den verschiedenen Behörden notwendig machen. Dagegen wird für den sparsamen, aber in seiner Qualität hochbedeutenden plastischen Schmuck ein Wettbewerb empfohlen.“

³⁾ Vergl. „Bürgerhaus in der Schweiz“, Band III, St. Gallen, mit altem Stadtplan.

Gestützt auf dieses gründliche Gutachten von Fachleuten, die sich ihre unbestrittene Autorität durch eigene, vorbildliche Leistungen erworben haben, hat dann die Spezialkommission in Übereinstimmung mit dem Stadtrat beschlossen, „es sei den Angregungen der Experten dadurch Rechnung zu tragen, dass der Gemeindebaumeister beauftragt wird:

a) Noch eine Lösung auf Grund der vorgeschlagenen Situation Auer-Fischer zu suchen und auf dieser Grundlage ein dem heutigen Raumprogramm entsprechendes neues Projekt auszuarbeiten;

b) am vorliegenden Projekt hinsichtlich Architektur und Grundriss diejenigen Änderungen vorzunehmen, die von den Experten mündlich und schriftlich angeregt worden sind.“

Die eingangs erwähnte offizielle Mitteilung schliesst mit den Worten: „Auf dem beschlossenen Wege lässt sich die notwendige endgültige Abklärung auch am raschesten erreichen. Wohl wird eine neue Verzögerung der Angelegenheit um einige Monate erfolgen, die aber bei der grossen Bedeutung der Sache nicht ernstlich in Betracht fallen kann und darf. Dies umso weniger, als das von denselben Experten über die verschiedenen vorgelegten Brühlertorprojekte eingeholte Gutachten eine baldige Vorlage über diese zweite wichtige Baufrage der Stadt St. Gallen ermöglichen dürfte.“

Angesichts des Mangels an Planunterlagen hätte ein weiteres Eingehen auf den Gegenstand an dieser Stelle wenig Wert; wir hoffen aber, zu gegebener Zeit unsere Leser einlässlich über die aussergewöhnlich interessante und wie man sieht, nach allen Richtungen studierte und sorgfältig geprüfte Baufrage unterrichten zu können, die für St. Gallen die gleiche Bedeutung hat wie für Zürich das Stadthausprojekt im Oetenbach.

Die Schmelzkraft der Sonnenstrahlen.

An direkten Versuchen über das wichtige Element der Schmelzkraft der Sonnenstrahlen fehlte es bisher. Zwar hat schon unser vielverdienter, unvergesslicher Physiker Albert Mousson in seiner, vor mehr als 50 Jahren erschienenen vortrefflichen Schrift „Die Gletscher der Jetzzeit“ einige theoretische Erwägungen über die Schmelzkraft der Sonnenstrahlen an Eisoberflächen angestellt; aber die von ihm gegebenen Zahlen sind jedenfalls zu klein; direkte Experimente standen ihm nicht zur Verfügung. Die nachfolgend beschriebenen Versuche möchten diese Lücke einigermassen ergänzen:

An Gewicht und Oberfläche nahm ich zwei möglichst gleiche, horizontal exponierte Eistafeln; die eine wird nur an ihrer oberen Fläche von der Sonne bestrahlt, die andere gleich daneben dauernd